

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 8

Artikel: Die Wölfe der Schweizeralpen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den über Nacht, das Haus mußte mir von nun an fremd sein, es ging mich nichts mehr an, das alles war ein Traum. Und Träume vergehen schnell und nichts bleibt als eine dunkle Erinnerung.

Ich wurde müde vom Berganschreiten. An der Parkmauer, der ich auf seinem Kieswege entlang ging, stand eine Bank, die ich wohl kannte und die ich liebte, weil man zu Füßen so wohlig und friedlich die Stadt ausgebreitet hatte mit all den kühnen Brücken, mit dem schlanken Münster und all den andern Türmen und Toren. Jetzt eben begann ein schönes, feierliches Glöckentönen und mir wurde wohl und wehe dabei, es war fast wie ein Trost, fast wie eine leise, schüchterne Stimme, die sagte: Ich bleibe bei dir. Ich war im Begriffe, mich niederzusezen, als mich ein paar Schritte vor der Bank der liebliche, sanft abfallende Rasen so freundlich und warm anlachte, daß ich mich rasch entschlossen unter ein Buchsgebüsch ins Gras warf und auf dem Rücken liegend in die blaue Unendlichkeit des ewigen Himmels staunte. Es war nun ganz still, weit und breit keine Bewegung. Nur die Glöckentöne zitterten durch die milde Luft, bald laut, wenn der Hahn stärker atmete, bald leise, wenn er wie ein sanfter Kinderhauch zerrann. Wie ich so lauschte und der Himmel über mir immer gleich rein war, verging allmählich der Schmerz und ein gelindes Wohlsein schauerte wie Frühlingsonne durch mein Blut. Ein süßes Befreisein, eine wohlige Apathie bemächtigten sich meiner. Ich hätte sterben können in dieser Stunde, keine Todesangst, keine Furcht vor dem Ungewissen wären schmerzvoll zu mir gekommen. Es war ja alles, was fortan geschah, so furchtbar gleich und nichtig.

Stimmen schredten mich nach einer Weile aus meinem verträumten Zustand auf. Ich drehte mich um und sah, wie ein Gymnasiast mit einem schlanken Mädchen auf meine Bank sich setzte. Die beiden konnten mich nicht sehen, das Buchsgebüsch verdeckte mich ihnen.

Es war ein strammer, gesunder Bursch mit braunem, männlichem Gesicht. Daher sah es fast komisch aus, wie er sich zärtlich um sein Mädchen bemühte, das zögernd nur sich gesetzt hatte und trotz des warmen Sonnenscheins den dunklen Pelz höher in das feine, vornehme Gesichtlein zog. „Mußt Sorge tragen, Grete,“ sagte er mit etwas oberflächlicher Besorgnis, „das Wetter ist verdammt gefährlich. Die giftigen Dünste steigen zu dieser Zeit aus dem Boden, sagte mein Onkel immer, der ein Bauer war und ein Philosoph dazu.“ Dabei zog er seinen Mantel aus und breitete ihn der Grete über die Knie. „Mach doch nicht solch ein Wesen mit mir, Gust,“ wehrte sie mit seinem, überlegenen Lächeln. Er aber schaute sie ganz glückselig an, sichtlich gerührt von der feinfühligen Tat, und strich mit etwas ungelenker Zärtlichkeit dem Jüngferchen das wirre dunkle Haar aus dem Gesicht. — „Weißt, Grete, jetzt wird es dann herrlich! Und es ist doch gut, daß ich mir endlich einmal ein Herz gefaßt habe und dir gestern klipp und klar eine wahrhaftige Liebeserklärung in die Ohren flüsterte. Hart genug ist's mich angekommen und ich glaub, ich wollte lieber zehn Aufsätze schreiben, als noch einmal die gleiche Litanei herunterzuleiern.“ „Drum hab ich mich wohl so lange gedulden müssen, du Lakoner du,“ neckte sie. „Hab halt auf den Frühling warten müssen, Gret.“ Solche Dinge pflegen nur im Wonnemonat zu geschehen, sagte mein Onkel, der Bauer und Philosoph. Und ich ergänze: Und einzig und allein der Frühling hat mir die Zunge gelöst, und ich bin geschwätzig geworden wie da oben im Baum der Buchsfinke, der immer wieder das nämliche Liedlein von Stapel läßt.“

„Aber wir sind doch noch gar nicht im Mai, Gust. Du wirst sehen, wie manchmal es noch schneit, bis wir so weit sind,“ entgegnete sie wieder mit der freundlichen Überlegenheit, die ihr eigen war. Er aber behauptete steif und fest, daß mit dem gestrigen Tage, da seine Liebe sich entfaltete, auch der Frühling begonnen habe und daß nichts

mehr ihn aus dem Lande jagen könnte. „Wenn's mal anfängt warm zu werden, kann man getrost sagen, jetzt sei des Winters Not — du weißt, so reden die Minnesänger des Mittelalters — vorbei,“ dozierte er in lehrhaftem Schulmeisterton.

Sie sagte nichts darauf als:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind gestorben, verdorben.“

Ich hatte nun genug gehört. Die unfreiwillige Horcherrolle behagte mir ohnehin nicht, und zudem kam, daß bei dem Gebaren der beiden jungen Leute eine sonderbare Stimmung mich bessel. Ich wußte nicht recht, was es war, aber auf einmal mußte ich lächeln, so daß ich selbst über mich erschrak. Wie sollte ich mirs deuten? War es die ungetrübte, eifersuchslose Freude an dem harmlosen, leichten Glücke der Verliebten, die mich so munter machte? War es Wehmut um mein so ähnliches, verlorenes Paradies? Oder war es Mitleid, ein bischen weltweises, erhabenes Mitleid eines schmerzgeprüften Skeptikers? Ich wußte es nicht. Aber während ich zur Mittagszeit mich heimwärts wandte, fühlte ich, daß sich in meiner Brust eine Wandlung vollzogen hatte. Ich fing an, meine Erlebnisse mit dem Geschächer der beiden Kinder zu vergleichen, und immer deutlicher kam mir zum Bewußtsein, daß es nicht viel mehr gewesen war. Und das war mir fast ein Trost. Heute wehte der Wind so lind. Und die Sonne schien wunderbar lockend und warm. Blumen begannen zu sprühen, Schmetterlinge entfalteten ihre goldenen Schwingen. Aber wie hatte nur das gescheite, ahnungsvolle Mädchen gesagt: Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . . Und alle diese zu früh Erstandenen müssen sterben und verderben. Solches dachte ich auf dem Heimwege, und unterdessen überzog sich des Himmels wonnige Bläue. Als ich vor meiner Haustür stand, fielen die ersten großen Floden. Aber mir waren sie ein Trost, und ich sagte erleichtert zu mir selber: Es war vielleicht doch zu früh, und der zerstörende Reif hat kommen müssen. Ganz gleich, wie er zu den beiden verliebten Näßlein gehen wird. Aber einmal wird der starke, leuchtende Frühling die Lande wonnig heimsuchen, und da ist es gut, wenn des Menschen Seele durch Prüfung und Schmerz reif und groß geworden ist, um die Gewalt des einzigen, göttlichen Erlebnisses der wahren Liebe, das über jeden Menschen wie eine glühende Himmelswolke fährt, ertragen und erleiden zu können.

Und wie neugeboren rannte ich die Treppen empor und öffnete in meinem Zimmer alle Fenster, ohne darauf zu achten, daß die nassen, mächtigen Floden ineinander auf dem Parkettboden zergingen.

Die Wölfe der Schweizeralpen.

Wir haben es vor kurzem erst erlebt, daß in den Steirischen Alpen ein Wolf sich monatelang herumtreiben, Hunderte von Schafen und Kindern zerreißen und so zum gefürchteten „Bauernschred“ werden konnte, bis ihn endlich das tödliche Blei niederkreiste. Es dürfte viele unserer Leser interessieren, was der treffliche Friedrich von Tschudi uns Jahr 1848 herum in seinem klassischen Buche „Das Tierleben der Alpenwelt“ über das Auftreten und das Schicksal der letzten Wölfe im Schweizerland zu erzählen weiß. Ob es die letzten waren für alle Zeiten? Schon hört man vom Wiederauftauchen der Wildkatzen im Jura. Wenn der Krieg noch lange dauert, dürfte er im unglücklichen Frankreich Kulturstände hinterlassen, die dem Fortkommen der Raubtiere förderlich sein müssen. Wer weiß, ob wir nicht einmal noch ähnliche Schrecken erleben werden, wie 1914 die Steiermärker? Tschudi schreibt:

..... Die Wölfe sind seit Beginn unseres Jahrhunderts in der Schweiz eine Seltenheit geworden, und man bezweifelte, ob man sie überhaupt noch zu den ständigen, bei uns sich fortspflanzenden Raubtieren des Gebirges zählen dürfe. Haben wir doch keine so großen zusammenhängenden, nicht zu durchdringenden und beherrschenden Waldgebiete, wie diese Tiere zu ihrer weiten Jagd benötigen. Und doch möchte das Engadin mit seinen hohen Gebirgswaldungen der Südseite, seinen durchaus unzugänglichen Bergschluchten und öden Steintälern, die nördlichen Alpentäler des Tessins, die hohen Walliser- und Bernergebirge, der Jura bis ins Bruntrut, wo noch oft junge Wölfe gefunden werden, als ständiger Wohnort einiger Wolfsfamilien zu betrachten sein. Dort haujen sie im Sommer in der tiefsten Zurückgezogenheit. Mit der größten Vorsicht verlassen sie ihre Schlucht; da sie nicht so klug und unvermert wie die Füchse zu rauben verstehen, müssen sie sich weiter von bewohnten Geländen halten. In der erweiterten Höhle eines Dachs- oder Fuchsbaues wirft die Wölfin im April ihre 4—9 blinden Jungen mit rötlich-weißem Wollhaar. Im hintersten Wintel der Wolfshöhle liegen die kleinen, niedlichen Tierchen auf einem Häuflein, während Mutter oder Vater auf Proviant ausgeht. Seltener verlassen beide alte Wölfe zugleich ihre Kinder, da diese bald der gilenfalls in der Nachbarschaft hausenden Wetterschäfte zur Beute würden. Leise, stets lauernd, mit schiefem, scharfem Blick, halb furchtsam und halb tölpisch durchsucht der alte Mörder, den sein hagerer, knochiger Bau, sein schleichender, unentschlossener Gang charakterisieren, gegen den Wind das Dickicht des Hochwaldes und hinterlässt eine Fährte, die der eines großen Hundes ähnlich, aber länger, breiter und gewöhnlich schnurgerade ist. Widerlich und unangenehm in seinen Manieren, gierig, boshaft, verächtlich, gehässig in seinem Naturell, unerträglich durch seinen abscheulichen Geruch, ist er ein Schreck der Tierwelt, der er sich naht. Mit hängendem Schwanz lauert er auf die spärliche Beute, beschleicht ein Hasel- oder Steinbüchlein, pakt den Ratten, Wieseln und Mäusen auf und schlingt auch eine Eidechse, eine Kröte, einen Grasfrosch oder selbst eine Blindschleiche oder Ringelnatter hinunter, wenn ihm bessere Jagd abgeht. Größere Tiere verfolgt er laufend, bis sie müde sind, was die Raubarten nie tun. Doch verscheucht er durch seinen Gestank und sein tölpisches Wesen oft alles Getier (er ist bei weitem nicht so vorsichtig und elegant in seinem Auftreten wie der läufige Fuchs) und lugt beinmager elend und verkommen viele Nächte lang durch die menschenleeren Felsenödungen. Im Winter vermehrt die Kälte seinen ohnehin fast unersättlichen Heißhunger; doch ist dann die Jagd besser, die Fährte sicherer. Er überrascht den weißen Alpenhauen und selbst den vorsichtigen Fuchs; aber immer hungrig und gierig schleicht er mit seinen schiefen, funkelnden Augen, die kurzen spitzen Ohren stets aufgerichtet, den fuchsartigen Kopf lauernd nach allen Seiten hin wendend und den Hinterkörper einziehend, als ob er lendenlahm wäre, von Berg zu Berg, von Wald zu Wald und heult in den kalten, froststirrenden Winternächten schauerlich durch die in Schnee begrabenen Hochweiden. Dann dehnt er seine Jagd nicht bloß Stundenweit aus, sondern geht durch ganze Alpenzüge, vom Engadin durch die Berner und Walliser Alpen bis in die offenen Ebenen des Waadtlandes oder vom Wasgau den Rhein hinan und die ganze Jurakette entlang, ein Schrecken für Mensch und Tier. Basel, Solothurn, Aargau, Freiburg, Zürich wurden oft von Wölfen besucht, aber immer nur im strengen Winter. Bei Olten wurde 1808 der letzte geschossen; im wolf- und tierreichen Waadtlande dagegen erscheint er von Zeit zu Zeit, der letzte wurde 1849 im November erlegt. Im Jahre 1557 erschlugen zwei junge Burschen einen Wolf bei Appenzell unter dem Klosterspitze und nahmen ihm fünf Junge; der letzte wurde daselbst im 17. Jahrhundert im Steineggerwalde erlegt. Auch nach den kleinen Kantonen streiften sie häufig aus

den tessinischen und Bündner Bergen. Die Obrigkeit von Glarus setzte in den achtziger Jahren ein Schuhgeld von



Der Wolf.

fünfzehn Louisd'or auf einen Wolf, der unter den Schaf- und Ziegenherden die größten Verheerungen anrichtete. Bald wurde der Räuber in den Näffelerbergen geschossen. Er wog 71 Pfund. In den tessinischen Tälern Verzasca, Lavizzarra, Maggia scheinen etliche Wolfsfamilien stehende Quartiere zu haben; sie werden dort fast regelmäßig gesehen und streifen bis Bellinzona. In Bruntrut findet man fast alle Jahre junge Wölfe, die entweder dort geworfen werden oder aus den nahen französischen Waldgebirgen einwandern.

Vor dem Beginn unseres Jahrhunderts war die Auffindung einer Wolfsspur das Signal zum Aufbruch ganzer Gemeinden, und die Chronik erzählt: „Wie bald man einen Wolf gewahrt wird, schlecht man Sturm über ihn: alsdann empört sich eine ganze Landschaft zum Gejagt, bis er umbracht oder vertrieben ist.“ Letzteres geschah bei solchem „gemeinen Gejagt“ denn auch häufiger als ersteres, da die Wölfe, besonders wenn sie starke Beute gemacht haben, als ahnten sie die notwendig eintretende Verfolgung, rasch das Revier verlassen. Man bediente sich großer Reže, „Wolfsgarne“, die der Reissende noch jetzt in den Lebertbergischen Dörfern und auf dem Rathause zu Davos sieht, wo bis in die neueste Zeit noch mehr als dreißig Wolfsköpfe und Wolfsrachen unter dem Bordache herausgrinsten und ihm wohl deutlich genug erzählten, wie furchtbar häufig diese Bestien in jenen Gebirgen häuften. Gar kalte Winter, die alle Alpentiere den Tälern zutreiben, zwangen die Wölfe

oft, sich bis an die größern Städte hinanzuwagen, und wir lesen in den Chroniken oft genug, wie im sechzehnten Jahrhundert und bis in die neuere Zeit diese Tiere selbst bei Zürich und Schaffhausen Menschen und Tiere zerrissen, die Schindanger aufsuchten und die Hunde an der Kette erwürgten. Im waadtändischen Jura besteht heute noch, besonders in Ballorbes, eine eigentümliche Organisation der Wolfsjagd, die ausschließlich einer bestimmten Jagdgemeinschaft angehört, welche ihre Beamtungen, Säzungen und Gerichtsbarkeit hat. Vom Anführer werden die Jäger in zwei Rotten geteilt, deren eine, mit Flinten bewaffnet, sich still auf den Unstand stellt, während die mit bloßen Knütteln bewaffneten Treiber ihnen das Wild lärmend zujagen. So wie es erlegt ist, verkünden sechs Posaunen den Tod des Räubers. In der Dorfschenke folgt nun auf Kosten seines Balges ein großes Fest, wobei solche, die den Befehlen des Führers zuwidergehandelt, mit Wassertrinken bestraft und mit strohernen Ketten gebunden werden. Da man nur Mitglied des Klubs werden kann, wenn man drei glückliche Wolfsjagden mitgemacht hat, pflegen die Väter schon kleine Kinder auf dem Arme mitzunehmen.

(Schluß folgt.)

S. Zurlinden, Der Weltkrieg.

Einige Anmerkungen zu einem schweizerischen Kriegsbuche.

In einem Brief hat Ernst Hardt, der Dichter der „Gudrun“ und des „Tantris der Narr“, die gewaltigen Unterschiede gekennzeichnet, die heute in der Vorstellung der Völker vom Wesen des Krieges herrschen. „Als ihr singend ausrücktet, summten in unserm Ohr all die alten Soldaten- und Reiterlieder nach, die wir schon aus den Kinderbüchern kannten, dichterische Verherrlichungen des menschlichen Krieges von ehedem, Lieder von frischen, fröhlichen Gefechten im Sonnenschein, von der Schlacht, die am Morgen begann und vor den Sternen zu Ende ging, vom Gefühl des greifbaren Sieges unter Trompetenklang und vom lustigen Tod auf grünen Matten. Glauben Sie mir, mein Freund, es ist niemand mehr in der Heimat, der den Krieg mit diesen Augen von ehemals sieht. Wir tragen in uns das höllenartige Bild der grauen, brüllenden Einöde, die Euer Schlachtfeld geworden ist, wir wissen Euch in und unter der feuchten, kalten Erde, auf die Tag und Nacht und Nacht und Tag der Trommelschlag des Granatfeuers mit seinen wahnwitzigen Riesenfausten hämmert, wir wissen von dem sengenden Sensenhieb der Flammenwerfer, deren qualmende Glutzungen nach Euren kauernden Leibern reden, wir wissen, daß Ihr wie Taucher im Wasser unter Masken atmen müßt, weil dieser Krieg sogar Gottes reine Luft verpestet: Ein Held, wer es eine Stunde lang trägt, und ihr tragt es Monate und Jahre.“

Diese Worte sind nicht die ersten, die davon zeugen, wie grauenhaft das Erwachen der kriegsführenden Menschheit war, als sie eines Tages entdeckte, daß sie an einen ehernen Gott geglaubt hatte und nun einen tierisch gemeinen Kentaur mit bluttriefender Schnauze vor sich aufsteigen sah. Nirgends hat sich dies Erwachen besser gezeigt als in der Kunst. Was wir ja heute als Kriegskunst bezeichnen, das ist allzuhäufig bezahlte Arbeit nicht gerade gewissenhafter Illustratoren, deren Erzeugnisse dazu dienen, die Kriegslust zu heben, so gut und so schlecht, wie die Leitartikel der Presse auch. Aber schon in der Kriegslyrik, die zu Anfang des Krieges wie eine entdämmt Flut losbrach, waren Töne zu hören, die aus einer andern, menschlicheren Welt zu kommen schienen; es war nicht alles nur Nachahmung des jungen Rörner und Uebertrumpfung der Kleist'schen Häufgesänge; aber auch die Vielen und Vielzuvielen, die nicht genug in Trompetenlyrik schreiben konnten, sind heute verstummt, weil ihnen die grause Luft des Krieges den Atem

verschlagen hat. Aus dem Erleben dieser Tage heraus wächst nach und nach die große künstlerische Vision vom wahren Wesen des Krieges, und die ist nicht mehr so, wie sie etwa noch Menzel gesehen hat, als er die Kriege Friedrichs II. illustrierte; die ist so, wie sie heute W. Kraus schaute, als er den Krieg in seinen sieben gewaltigen Blättern darstellte.*). Die Kabinette sind da zu Pulvertürmen geworden und die Telegraphendrähte zu Zündschnüren, an denen der verheerende Funke dahinrast; die Fahnen einer Siegesfeier werden zu den Leichnamen Gehenkter, die im Winde ihre Tänze taumeln; die löwenhafte Tapferkeit wird zu einem löwenhaften Blutrausch: der Kopf einer Löwin taucht aus einem blutdampfenden Meer auf — so sehen sie heute den Krieg, deren Gehirne nicht in der Maschinerie des Krieges nur willenlose Räder sein wollen.

Das Volk denkt anders über den Krieg als es vor vier Jahren noch dachte und denken konnte; ein Kampf gegen den Krieg erhält ganz andere Impulse, darf mit viel angespannteren Kräften rechnen als je vorher. Wird dieser Kampf dann noch geführt, einzig und allein um der Sache der Menschlichkeit und keiner Partei der Kriegsführenden zu dienen, nicht Franzos und nicht Russ, nicht Deutschem und nicht Bulgar, sondern allen zusammen und denen, die schaudernd beiseite stehen dazu, dann muß die Rede eines gerecht denkenden Mannes so eindringlich, so überwältigend neu und groß werden, daß niemand sich ihr wird entziehen können.

Jedem, der nun an die Untersuchung über des Krieges Wesen herantritt, wird nicht erlassen werden können, sich zu fragen: Was willst du? Willst du nur feststellen, nur untersuchen, oder willst du zu neuen Taten auffordern? Willst du deine Aufgabe als Wissenschaftler oder als Philosoph lösen? Willst du nur Forscher sein oder vielleicht sogar Richter? Die zweite Art wird für viele die verlockendere sein. Selbst der Wissenschaftler wird sich der Versuchung nicht entziehen können, gewisse Schlussfolgerungen für unser Verhalten aus seinen Ergebnissen zu ziehen. Wer aber als Richter auftritt, der muß sich legitimieren können, daß rein seine Absichten und edel sein Herz geblieben ist. Ist es nun gar ein Neutraler, der kommt um zu richten, nicht über die gerechte Sache der Völker, sondern über die Sache des Krieges, dann muß man von ihm, der am Schatten sitzt und das sengende Feuer nicht auf dem eigenen Fleische spürte, dreimal mehr Gewissenhaftigkeit, große menschliche Liebe und Verzicht auf alle, aber auch auf jede Überhebung fordern.

Fast alle diese Ausweise bringt Zurlinden mit. Nicht, daß er ganz vorurteilslos wäre. Sein Vorurteil ist das des gerechten, urteilenden Menschen, der nach dem Gesetz, das er in sich trägt und das er Jahre hindurch befolgte, die Erscheinungen der Welt beurteilt und sich auch durch das große Ausmaß der Dinge nicht erschüttern läßt, sondern immer das wahre Wesen der Dinge, ihren Wert zu erkennen sucht.

Er ist Demokrat. Er glaubt heute, da der Obrigkeitsstaat seine Triumphe feiert, an den Volksstaat. Er glaubt in der Zeit, da der blinde Autoritätsglaube der Menschen einzige Bestimmung zu sein scheint, an die Freiheit der Selbstbestimmung und der Selbstregierung. Er ist ein guter Schweizer getreu den alten Traditionen unseres Staatswesens; er will sie nicht um rauschender Erfolge willen preisgeben; er läßt sich durch Unterseeboote und Skodamörser nicht abschrecken. Er bleibt manhaft und kämpft gegen den Krieg als Freund des Volkes und nicht nur der Wenigen, die zufällig die Auserlesenen zu sein glauben. Er bringt die Liebe zu den Unterdrückten und Gefrecheten mit. So hat er ein Werk begonnen, das mehr ist als nur ein Buch. Dies Buch kann ein Schicksal werden. (Fortsetzung folgt.)

*) Der Krieg, 7 Blätter. Allen Völkern gewidmet von W. Kraus. Verlag Drell Fülli, Zürich. Preis: Fr. 7.